

Predigt am 6.03.2016 (4. Fastensonntag Lj. C) – Lk 15.1-3. 11-32

Der verlorene Vater

„Er wird mir kein Mahl bereiten. Das Kalb wird ein anderer fressen. Mein Bruder hat es verkauft. Sie sagen, er war kein guter Verwalter: Er tagelöhnt jetzt von Hof zu Hof. Der Vater muss warten, was er ihm heimbringt. Ich mach ihnen keinen Vorwurf. Ich versteh mich schon längst nur noch aufs Betteln und Stehlen. Ich werde zuerst meinen Bruder suchen und bitten, dass er mich heimbegleitet. Dann erst will ich vorm Vater knien – und sagen: Vergib, ich wollte dich nur noch ein einziges Mal wiedersehen. Ich hab dir nichts als den Bruder mitgebracht. Segne ihn! Ich verdien es nicht. Vergiss mich, verstoß mich! Sonst ist es zu spät, dass ich noch einmal fortgehe – für immer.“

I. „Die andere Heimkehr“ hat **Christine Busta** diesen verstörenden Text überschrieben. Das hat mich auf die Idee gebracht, dieses altbekannte Gleichnis Jesu einmal gegen den Strich zu bürsten, wie man sagt. Wir meinen ja längst, es verstanden zu haben und zu wissen, wer sich hinter dem barmherzigen Vater, seinem heimkehrenden jüngeren Sohn und dem sich verweigernden älteren Bruder verbirgt. Doch so einfach liegen die Dinge dann doch nicht!

Da ist also zunächst dieser Vater. Ist er wirklich so bewundernswert? Ist er nicht auch ein wenig wunderlich? Fraglos, ohne eine Begründung einzufordern, ohne ein Wort der Ermahnung oder auch nur der Ermutigung lässt er seinen „Benjamin“ von dannen ziehen. Kein Wort des Abschieds und kein Wort der Begrüßung bei seiner Heimkehr. Wortlos, sprachlos fällt er ihm mit seiner Umarmung ins Wort, kleidet ihn prächtig, veranstaltet ein Freudenfest zu seinen Ehren. Aber er spricht nicht mit ihm, sondern spricht von ihm ausschließlich in der dritten Person: *„Mein Sohn war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden.“* Der Sohn kommt gar nicht dazu, seine Bitte vorzubringen, die er sich vorgenommen hatte, nämlich wenigstens als Tagelöhner aufgenommen zu werden. Sein Vater kommt ihm mit seiner Geschäftigkeit zuvor und behandelt ihn wie ein Möbelstück. Die Selbstdemütigung seines Kindes scheint ihm nicht das Almosen eines seiner Worte wert zu sein. Sein Befehl an die Knechte hingegen erstreckt sich über drei Verse. Der Sohn wird seiner Persönlichkeit entkleidet und wie ein Objekt behandelt. Seine Rolle besteht lediglich darin, dem Vater zu gefallen.

Viel gibt er seinem jüngeren Sohn, aber er spricht nicht mit ihm. Mit dem älteren Sohn spricht er, aber er gibt ihm nichts, nicht einmal ein *„Ziegenböckchen“*, damit er mit seinen Freunden ein Fest feiern könnte. Geschweige denn Verständnis und Anerkennung, die diesem offensichtlich fehlen. Kein Wunder, dass er wütend wird und verbittert reagiert: Nicht genug, dass *„dieser da, dein Sohn“* sich ein flottes Leben gönnte, während er selbst auf dem väterlichen Hof schuftete. Der Vater will nicht merken, dass seine Vorwürfe begründet sind und wie verletzend seine Haltung ist. Nicht einen Augenblick stellt sich der Vater in Frage, erwägt nicht einmal, dass er unrecht haben könnte. Statt ihm zuzuhören, weist er ihn zurecht: Du hast doch alles! - Den jüngeren Bruder, der Tagelöhner sein wollte, überhäuft er blindlings mit Ehre; den älteren, der wie ein Sohn behandelt sein will, weist er in die Schranken wie einen Knecht. So kann man das alles ja auch einmal sehen oder?

Jesu Gleichnis erzählt eine Familientragödie, eine Dreiecksgeschichte, die Geschichte von gescheiterten Gesprächen, von gescheiterten Beziehungen, die Geschichte eines Vaters, der nacheinander zwei Söhne verloren hat. Am Anfang heißt es: *„Ein Vater hatte (!) zwei Söhne“*. Er hat sie nicht mehr. Es ist auch die Geschichte von zwei Söhnen, die keinen Vater mehr haben.

Nehmen wir Partei für den Vater! An seinen guten Absichten besteht ja kein Zweifel. Voller Güte und Mitgefühl will er nur das Beste für seine beiden Kinder. Ob sie es ihm lohnen werden? Wird der jüngere Sohn bleiben? Wird nun der ältere Sohn den Bettel hinschmeißen und sich davon machen? Ich versuche, mich in den Vater einzufühlen: Wer hätte mit seinen Kindern keine Schwierigkeiten? Mit fremden, nicht verwandten Leuten tun wir uns leichter als mit jenen, die uns am Herzen liegen, um die wir bangen, dass wir sie verlieren könnten. Ich muss an den Titel des gerade erschienenen

Romane von **Peter Hennig** denken: „**Die Chronik des verpassten Glücks**“. Da heißt es: „*Wie gut kennen wir die, die wir am meisten lieben?*“ Liebe macht auch in der eigenen Familie nicht immer hellichtig, weitsichtig, umsichtig. Der jüngere Sohn verschwendet sein Vermögen, der Vater verschwendet seine Liebe. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Dieser Vater ist nicht nur barmherzig; er braucht selber Erbarmen, weil er erbarmungswürdig ist.

II. Wohin führt uns dieses Gleichnis, so gegen den Strich gebürstet; wenn dieser Vater nicht so schnell und von vorneherein mit „Gott unserem Vater“ gleichgesetzt wird, sondern ein Gleichnis dessen ist, was wir sind und wie wir leben? Irgendwie läuft dieses berühmte Gleichnis dann erst recht nicht rund! Jeder scheint nur sich selbst zu sehen. Der jüngere Sohn kehrt heim, kehrt er auch um? Die innere Bewegung des Vaters und sein überschwängliches Verhalten, es beruhigt nicht die Angst des jüngeren und den Zorn des älteren Sohnes. Was dachte der Vater beim Abschied des jüngeren, den er scheinbar so gelassen hinnahm? Welche Hintergedanken müssen wir dem „verlorenen Sohn“ unterstellen? Wie kommt sein Bruder nach allem mit sich selbst zurecht und ins Reine?

Wenn die Sorge um mich selbst überhandnimmt, erstarrt das Wort, und ich erstarre mit ihm. Bewegung und Beziehung werden unmöglich. Anders gesagt: Das Gleichnis ruft uns zu einer uns gemäßen Existenz. Existieren ist das Gegenteil von Insistieren, in sich selbst sein und auf seinem Recht bestehen. „*Da ging er in sich*“, heißt es vom jüngeren Sohn, als ihn in der Fremde das selbstverschuldete Elend ereilt. Das Elend treibt ihn aus sich heraus und zur Einsicht: „*Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt*.“ Er glaubt an die Barmherzigkeit seines Vaters. Elend und Glaube lassen uns existieren, aus uns herausgehen und nicht länger in uns selbst verharren.

Unser Gleichnis ist nicht von vorneherein ein Gleichnis der göttlichen Gnade, sondern zunächst des menschlichen Unglücks. Es erzählt vom Unglück des Vaters und von Unglück des jüngeren wie des älteren Sohnes, aus dem sie selbst nicht herausfinden. Es fehlt ja ein versöhnlicher Schluss. Die Geschichte bleibt stehen, die schwierigen familiären Beziehungen bleiben in der Schweben. Es bleibt nichts als zu warten, als zu erwarten, dass GOTT, der große Abwesende in diesem Gleichnis, eingreift, dass etwas geschieht, das die drei Männer und ihr Verhältnis zueinander in Bewegung bringt. Was hilft es, in die alten Verhältnisse zurückzukehren und in ihnen aufs Neue zu verharren? Jeder wird bei sich und bei seinem Unglück bleiben, wenn nicht etwas Anderes aufbricht.

Jesus erzählt dieses Gleichnis auf dem Weg nach Jerusalem, wo er, der Sohn, so sehr den Vater brauchen wird, von dem er sich dann am Kreuz verlassen fühlt. „*Mein Sohn lebt wieder*“, heißt im griechischen Text: „*Mein Sohn ist auferstanden*.“ Das Gleichnis schließt sich nicht wie eine Falle, aus der niemand entkommt. Es hält einen Ausgang offen in neues, anderes Leben: Du bist nicht dein Versagen! Du bist auch nicht deine Leistung! Nichts ist aussichtslos, nichts ist unwiderruflich! Du hast Mist gebaut? Du hast versagt als Vater, als Sohn?: Du kannst, du darfst umkehren. Was Gott betrifft, sagt Jesus: ER verliert seine Söhne, seine Kinder nicht.